GERMANICA

Ödön von Horváth : écriture dramatique, réécritures, traductions

73/2023

Université de Lille

Sommaire

DOSSIER

7 Avant-propos
Marc Lacheny et Karl Zieger

13 Ödön von Horváth et la tradition du *Volksstück*
Marc Lacheny

29 (Ré)écritures du corps féminin chez Ödön von Horváth : dissection anatomique, chosification et émancipation
Florence Baillet

43 Panne ohne Zuschauer: automobile Arrangements bei Ödön von Horváth
Martin Vejvar

65 „Krieg ist ein Naturgesetz" – Horváths Obsession mit dem Krieg
Nicole Streitler-Kastberger

81 Du rire à l'inquiétude et de l'inquiétude au rire. Ödön von Horváth et Henri-René Lenormand. Une étude croisée autour de la figure mythique de Don Juan
Marianne Picart

95 Vor dem Gesetz: Zur Dialektik des Grenzregimes in Ödön von Horváths *Hin und Her. Posse in zwei Teilen*
Cécile Chamayou-Kuhn

111 Die Revolte des Metzgers. Ödön von Horváth und Antonin Artaud
Maria Piok

123 Ödön von Horváth dans les mises en scène d'André Engel : la « cinématisation » du théâtre
Véronique Perruchon

131 *Jugend ohne Gott* mis en scène par Thomas Ostermeier. Quand l'écriture polyphonique interroge le réel de notre monde
Delphine Edy

145 Dérapages dans *Casimir et Caroline* d'Ödön von Horváth : la traduction de Henri Christophe
Heinz Schwarzinger

155 Entretien avec Guy-Pierre Couleau
Marianne Picart

Re)lectures

163 Ideologischer Schiffbruch als Ausweg. Volker Braun: *Bodenloser Satz*
Helmut Pillau

Actualité littéraire

175 Christoph Hein, *Unterm Staub der Zeit*
Martine Benoit

179 Comptes rendus de lecture

195 Résumés

Citer cet article :
Pillau Helmut, « Ideologischer Schiffbruch als Ausweg. Volker Braun: *Bodenloser Satz* », *Germanica*, n° 73, décembre 2023, pp. 163-174.

IDEOLOGISCHER SCHIFFBRUCH ALS AUSWEG. VOLKER BRAUN: *BODENLOSER SATZ*

Helmut Pillau

Im September 1988 in der DDR geschrieben und 1990 bei Suhrkamp veröffentlicht[1], zeugt Volker Brauns Text *Bodenloser Satz* von der Erosion der DDR. Seine besondere Note erhält er dadurch, dass hier jemand aus der Perspektive eines engagierten Sozialisten schreibt. Allerdings handelt es sich um einen solchen Sozialisten, der nicht wie die Dogmatiker seine Augen vor dem zunehmenden Wirklichkeitsverlust der DDR verschließt, sondern sie gerade offenhält. Er registriert schmerzhaft etwas, was er wegen seiner Überzeugungen eigentlich gar nicht registrieren möchte. So kann der Text als Protokoll einer Krise verstanden werden, in die ein überzeugter Sozialist angesichts sich aufdrängender Wahrnehmungen gerät. Der Ich-Erzähler vollzieht gleichsam am eigenen Leibe, bei Anfechtung seiner Identität, eine Krise mit, die auch diejenige seines Staates ist. In dem Maße, wie ihm das bloß Gewollte seiner Identität bewusst wird, lässt er sich widerstrebend in einen Zustand der Verwirrung hineingleiten. In formaler Hinsicht spiegelt sich dieser Prozess einer Destabilisierung dadurch wider, dass die einzelnen Sätze zumeist nicht durch Punkte, sondern durch Semikola voneinander geschieden werden. Wegen des übergroßen inhaltlichen Drucks, unter dem sie stehen, werden sie zu Gliedern eines atemlosen, anscheinend unabschließbaren Satzes. Der Titel des Textes findet, so gesehen, seine Entsprechung in dessen Form.

Um nicht den Wahrnehmungsverengungen der herrschenden Ideologie zu erliegen, verknüpft Volker Braun die politische Ebene des

1. — Volker Braun, *Bodenloser Satz*, Berlin, Suhrkamp, 1990. Die Zitate aus dem Buch werden im Fließtext mit den Seitenzahlen in Klammern angegeben.

Textes mit einer persönlichen Ebene. Nur indem er auf seine eigenen Erfahrungen im Tagebau der Lausitz zurückgreift, meint er, gleichsam von unten her, den falschen Weichenstellungen bei der Verwirklichung des Sozialismus in der DDR auf die Spur kommen zu können. Als Ich-Erzähler bringt er diese Erfahrungen ein. Diesem zur Seite steht ein Paar: Klara und Karl, das von der Spannung zwischen den Imperativen der Arbeit und ihrer Liebe zerrissen zu werden droht.

Dem Wort „Satz" fällt nicht nur wegen des Titels, sondern auch darüber hinaus eine Schlüsselrolle zu. Sechsmal kommt es, zumeist an prominenten Stellen, vor (S. 16, 20, 27, 31, 32, 33). Der Satz wird deswegen zur zentralen Instanz, weil durch ihn die Herausforderungen, die das Projekt des Sozialismus mit sich bringt, in komprimierter Form Gestalt annehmen. Die Erschütterungen, denen der Ich-Erzähler und das Paar ausgesetzt sind, sind zugleich diejenigen des Satzes. So gesehen geht es in dem Text wesentlich um das Schicksal des Satzes. Deswegen möchte ich bei meinem Gang durch den Text vor allem den „Satz" in den Blick nehmen.

Mithilfe des Satzes erhebt sich der Mensch über die Wirklichkeit. Er soll dem Menschen garantieren, die Wirklichkeit, der er doch ausgeliefert ist, in den Griff bekommen zu können. Wenn nach den Gründen für den offensiven Impetus gefragt wird, durch den sich der Satz bei Volker Braun auszeichnet, so stößt man auf das Projekt des Sozialismus in der DDR und in theoretischer Hinsicht auf den von Marx hergeleiteten historischen Materialismus. Der Satz wirkt dann als Ansporn dafür, bei der Arbeit nicht nur eine optimale Leistung, sondern auch die Schaffung einer neuen Gesellschaft anzustreben. So geht es bei der Braunkohleförderung in der Lausitz nicht nur um möglichst hohe Erträge, sondern auch um die Zukunft der Gesellschaft. Durch die zu leistende Arbeit soll zugleich das Alte, das noch in der Gesellschaft vorherrscht, überwunden werden. In dem Text von Volker Braun wird das Forcierte der Aktivitäten deswegen besonders anschaulich, weil hier die radikale Umwälzung des Erdreichs und die Umgestaltung der Gesellschaft kongruieren. So wie bei der Braunkohleförderung das vorhandene Erdreich als das Alte gilt, das es wegzuräumen gilt, so soll auch im gesellschaftlichen Leben das Neue durch die Überwindung des Alten entstehen. Der Kampfmodus, in dem man sich permanent befindet, schließt aus, dass man einen besonderen Sinn für die Eigenart des Vorhandenen entwickelt, mit dem man es zu tun hat. Dabei beansprucht aber die Politik, die auf dem historischen Materialismus fußt, nur das durchzusetzen, was die Menschen im Grunde wollen. Die Überlegenheit dieser Politik gegenüber anderen Formen der Politik soll darauf beruhen, ihre Handlungsziele aus dem Wissen über

die Gesetzmäßigkeiten der gesellschaftlichen Entwicklung herzuleiten. Die Handlungsziele sollen dem immanenten Telos der gesellschaftlichen Entwicklung entsprechen. Die Krux für diese Politik scheint nun aber darin zu bestehen, dass gerade durch diese vorausgesetzte theoretische Durchdringung der gesellschaftlichen Wirklichkeit der unmittelbare Kontakt zur Wirklichkeit verloren zu gehen droht. Das sichere Wissen darüber, was ist, verleitet dazu, das nicht mehr recht wahrzunehmen, was wirklich ist. Es wird insofern zum Besserwissen, als es sich über die Dinge erhebt, statt sich ihnen unterzuordnen. Die Gewissheit, durch den historischen Materialismus bereits über die Entwicklungsgesetze der gesellschaftlichen Realität informiert zu sein, kann also gerade die Wahrnehmung dieser Realität trüben. Man neigt dann dazu, in der Realität nur das wahrzunehmen, was man durch den historischen Materialismus schon weiß. Dieses Besserwissen nährt sich aus einem missverstandenen Hegel. Das Ganze zu wissen, ist, wie Hegel weiß, nur retrospektiv möglich und wird, ins Prospektive gewendet, wie es die Linkshegelianer tun, repressiv.

Der Satz, der sich als sichere Leitlinie für das Handeln empfiehlt, mag sich demnach als Falle für das Handeln entpuppen. Volker Braun stößt bei seiner Verunsicherung durch die Existenzkrise der DDR auf die Paradoxie, gerade durch das sichere, gar „wissenschaftliche" Wissen über die gesellschaftliche Wirklichkeit dieselbe womöglich zu verpassen. Diese Paradoxie treibt ihn um und wird zum Movens seines Textes.

Die Hinwendung zu den Dingen, die durch den Satz programmiert wird, ist insofern zugleich Abwendung von ihnen, als es vor allem auf ihre Verwertung ankommt. Sich näher auf sie einzulassen, würde bedeuten, den Zweck des Tuns, denjenigen der Arbeit, zu verfehlen. Diese Umgangsweise mit den Dingen prägt aber die Umgangsweise mit der Wirklichkeit überhaupt. So wirkt sie sich nicht nur auf das Verhältnis des Menschen zur Natur aus, sondern auch auf das zwischenmenschliche Verhältnis. Zum Prüfstein wird nach Volker Braun die Liebe. Zur Sprache kommt mit diesem Wort das, was den Menschen eigentlich lebendig macht; zugleich zeugt es aber auch von der Unmöglichkeit, dieses Lebensspendende zu erfassen. Insbesondere die Sprache, die vom Satz geprägt wird, verhindert dies.

Die Frau erscheint in Brauns Text im Unterschied zum Mann als diejenige, die trotz dieser ungünstigen Umstände für die Liebe kämpft. Der Mann, im Banne des Satzes, bleibt dabei eher passiv. Bei ihr, im Text Klara, liegt also die Initiative. Er akzeptiert sie als „Herrin" (S. 33) oder „[…] sie befahl […] ihm ihre Lust […]" (S. 17). Wenn zu Beginn des

Textes eine Frau, ohne sich zu erkennen zu geben, den halbschlafenden Ich-Erzähler zum Liebesakt bringt, so zeugt die Punktualität dieses Aktes zugleich von der Möglichkeit und der Unmöglichkeit der Liebe. Da alles wieder schnell vorbei ist, stört hier die Liebe das Arbeitsleben nicht weiter. Klara versucht demgegenüber ihrem Partner Karl bewusst zu machen, wie wenig sich ihre gemeinsame Liebe mit seiner vom Satz bzw. der Arbeit geprägten Sichtweise verträgt. Klar soll ihm werden, inwiefern ihm seine „vernünftige" Sicht der Liebe nur dazu dient, ihn vor der Realität dieser Liebe abzuschirmen. Solange sie nur über ihre Liebe sprechen würden, würden sie sich gerade vor dieser Realität drücken und „[…] unter dem Dreck, unter den Worten, dem elenden Text" (S. 32) begraben werden. Da die geläufige Sprache gerade das übergeht, worauf es ankommt, bleibt für die Frau nur die Unmittelbarkeit einer schmerzhaften Konfrontation von Arbeitsrealität und Liebe. Dass das Bescheidwissen dazu dient, sich die Wirklichkeit vom Leibe zu halten, weiß sie nur zu genau. So beginnt ihr Gespräch über ihre Liebe ausgerechnet, als beide dem Arbeitsgeschehen, also der Wühltätigkeit des Baggers, physisch ausgeliefert sind. Beinah verzweifelt registriert Karl in dieser Situation, wie die Chancen ihrer Liebe genauso zu schwinden drohen wie das Erdreich, das von dem Bagger vertilgt wird. Während Karl unbedingt an dieser Liebe festhalten will, spürt Klara die Unvereinbarkeit ihrer Liebe mit seiner Arbeit umso intensiver: „[…] und sie fühlte wieder den Haß auf seine Tätigkeit […]" (S. 31). Wenn sie die Bedrohung der Liebe durch „[…] diese[n] Satz, den ich hasse; […]" (S. 32) anprangert, so wirkt dies wie ein Notschrei. Ihr ist bewusst, dass das Funktionieren der Gesellschaft gerade von der Verdrängung dessen abhängt, wofür sie kämpft. Das, wodurch der Mensch lebt und das, wodurch die Arbeits-Gesellschaft funktioniert, klaffen zu weit auseinander. Die optimistischere Sicht des Mannes kann sie deswegen nicht teilen, weil ihr diese wie eine kalkulierte Kurzsichtigkeit vorkommt. Indem er voraussetzt, über die Liebe Bescheid zu wissen, versucht er bloß, sie in seinem Sinne einzuhegen. Seine Strategie, zunächst nur halb Mensch zu sein, um es später ganz sein zu können, scheitert deswegen, weil er dadurch verlernt, überhaupt Mensch zu sein. Die Frau weiß das, der Mann aber nicht.

Aufmerksam macht die Frau den Mann nicht auf etwas, was er übersehen hat, sondern auf die ausgrenzende Funktion seiner Art zu sehen. Um dem Ausgegrenzten trotzdem beizukommen, müsste er also nicht nur seinen Blick schärfen, sondern auch seine Art zu sehen ändern. Da aber in der Arbeitsgesellschaft diese Sehweise dominiert, kommt gerade das nicht in Frage. Dass der vorherrschende Blick nicht nur ablenkt, sondern

auch verzerrt, zeigt sich nicht nur angesichts der Liebe, sondern auch angesichts der Natur. Im Zusammenhang mit der Braunkohleförderung wird dies besonders deutlich, weil die Natur, mit der man es in der Lausitz zu tun hat, auf besonders konsequente Weise nur aus dem Blickwinkel der Arbeit gesehen wird. Wenn sich Klara über die Obsession Karls für seine Arbeit erregt, so kommt sie dabei in einem Atemzug auf die Natur und die Liebe zu sprechen: „[…] und dafür hasse sie ihn, daß er die Erde erkläre und verrate, ihre Krume, ihren Lehm, ihren Kies, ihre Kohle… ihre Liebe verrate und das seine Arbeit nenne, was für schreckliche Arbeit […]“ (S. 18).

Sie kann die Natur und die Liebe deswegen in einem Atemzug nennen, weil beide Male die Erklärung oder die Objektivierung nur dazu dienen, die Natur bzw. die Liebe verfügbar zu machen. Das Verhältnis des Mannes zu beiden zeigt der Frau, wie er dem, was ihn erst lebendig werden lässt, systematisch den Rücken kehrt.

Dass diese Einstellung aber nicht selbstverständlich ist, sondern Selbstüberwindung erfordert, zeigt Volker Braun, indem er die unmittelbaren Vorbereitungen für das Umpflügen des Erdreichs schildert. In die Augen springen zunächst nicht die Ergebnisse der Braunkohleförderung, sondern die noch intakte Natur und die menschlichen Siedlungen, die dafür geopfert werden müssen. Wie in der direkten Konfrontation mit den zu opfernden Dingen offenbar wird, reicht die theoretische Einsicht in die Notwendigkeit des Tuns nicht aus. Dies spiegelt sich in dem Verhalten des Bürgermeisters wider, der für die Gegend zuständig ist, in welcher der Bagger in Aktion treten soll. Trotz seines prinzipiellen Einverständnisses mit dem geplanten Unternehmen scheint er doch unmittelbar vor dem Fällen einer „riesigen Linde“ (S. 15) weich zu werden: „[…] der Bürgermeister, ich sehe es jetzt genau, zerkniff eine Träne im zerfälteten Augenlid […]“ (S. 16).

In diesem kritischen Moment hebt der Ich-Erzähler zu dem „Satz“ an (ebd.). Aus seiner Sicht gilt es nun, alle an ihre gemeinsame große Aufgabe zu erinnern. Bevor er sich aber recht ins Zeug legen kann, kommt ihm schon der Bürgermeister mit seinen Anfeuerungen dazwischen. Das Land, für das er zuvor noch eine sentimentale Anhänglichkeit gezeigt zu haben scheint, offeriert er nun den Arbeitern mit „einer großzügigen Geste: “[…] nehmt euch, Kinder! Nehmt es euch! Nehmt euch mein Land!”“ (ebd.) Die Art des Lachens, mit der er diese Aufforderung begleitet: „[…] mit trockenem, bellendem Lachen […]“ (ebd.), verrät allerdings, wie ihm dabei wirklich zu Mute ist. Statt dass es wegen seiner Ungezwungenheit ansteckend wirken würde, macht es wegen seiner Freudlosigkeit eher

beklommen. Dass der „Satz", der, wie der Ich-Erzähler nochmals betont, „[…] zu sagen [ist]" (ebd.), auf die Ermahnung abzielt, sich selbst mit seinen spontanen Reflexen zurückzunehmen, kann unterstellt werden.

Obwohl der Satz bis zum Schluss die Richtung für das Handeln vorgibt, wird er doch durch die Erfahrungen, die bei seiner Umsetzung gemacht werden, immer fragwürdiger. Da er nicht nur das Handeln, sondern auch das Denken beherrscht, können die sich nun aufdrängenden Erkenntnisse bloß aufblitzen, statt sich zu kristallisieren. Dass sich Zweifel in dem Satz einzunisten beginnen, ohne ihn aber ganz zu entkräften, spiegelt sich in der Rede vom „tiefen Satz" (S. 20) wider. Hervorgehoben wird sie typographisch durch die Verwendung von Majuskeln. Die unterschwellig bleibenden Zweifel rühren sich, als ein besonders aktiver Antreiber bei der Arbeit, ein Hauptmann namens Stapf, auftritt. Dieser fällt durch einen militärisch, gar kriegerisch wirkenden Elan auf. Dadurch verblasst die offizielle „sozialistische" Zielsetzung der Arbeit. Man beginnt sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob dieser Mann seine militärische Ausbildung von der „Volksarmee" oder schon durch die „Wehrmacht" erhalten habe. In diese Schilderung platzt eine Frage mit dem Schlüsselwort „Satz" hinein: „[…] WAS WILLST DU SAGEN MIT DIESEM TIEFEN SATZ" (ebd.). Offen bleibt, wer diese Frage stellt und an wen sie gerichtet ist. Jedenfalls zeugt sie von einer Verunsicherung. Der „Satz", dessen Autorität auf der Verknüpfung von Arbeit und Aufbau des Sozialismus beruht, gerät ins Zwielicht. Gedanken drängen sich auf, die man gar nicht haben möchte. So der Gedanke, dass „Volksarmee" und „Wehrmacht" durch die Verabsolutierung von Effizienz und Schlagkraft einander ähnlich werden. Wenn demnach in der „sozialistischen" Gesellschaft das Prinzip der Effizienz die Oberhand gewinnen sollte, so würden die Unterschiede zwischen den Systemen verschwimmen. Dass dies auch im Hinblick auf die Systeme Sozialismus und Kapitalismus gilt, wird Karl zu seinem Schrecken später bewusst, als er seine Arbeit bei der Braunkohleförderung mit dem hemmungslosen und insofern destruktiven Expansionsstreben kapitalistischer Firmen vergleicht. Er meint sogar bei seiner Arbeit noch konsequenter zu verfahren als „[die] Bankiers, [die] Schlotherren, [die] großen Sächsischen Werke." (S. 35) Die Entfesselung der destruktiven Kräfte, die der menschlichen Arbeit auch innewohnen, dominiert so sehr, dass alles andere darüber verblasst.

Das Handeln, das sich auf der Linie des Satzes bewegt, im Sinne der herrschenden Propaganda als schöpferisch anzusehen, kommt dem Ich-Erzähler zunehmend zweifelhaft vor. Er fühlt doch, wie er bei seiner Tätigkeit als Baggerfahrer von einer negativen Energie überwältigt zu

werden droht. In dem Maße, wie er vom Rausch dieser umwälzenden Tätigkeit erfasst wird, beginnt er auch über die zerstörerischen Effekte dieses Tuns zu erschrecken. Da seine Tätigkeit nicht vom Projekt des Sozialismus zu trennen ist, muss auch ein kritisches Licht auf dieses Projekt fallen.

Durch seine Arbeit meint er zunehmend in einen Strudel hineingerissen zu werden. Er identifiziert sich mit den Opfern des Krieges, deren Gräber durch die Wühltätigkeit des Baggers zerstört werden und fühlt sich, als ob er selbst unter die „Greifer" und das „scharfe Schild der Raupe" (S. 26) geraten sei. Er befindet sich insofern in einem schizophrenen Zustand, als er einerseits seine Pflicht als Baggerfahrer erfüllen möchte, ihm aber andererseits die Destruktivität dieses Tuns bewusst wird. Über diesen Zwiespalt kommt er nicht hinaus. So genießt er zunächst das gleichsam revolutionäre Freiheitsgefühl, das sich durch die konsequente Vernichtung des Alten einstellt. Von der „endgültigen Öde" ist die Rede, die sich nun ausbreitet. Da durch diese Endgültigkeit alle Bindungen an das verworfene Alte gekappt wurden – „[…] bewältigt die alte Geschichte […]" (S. 27) – , sind die Voraussetzungen für einen radikalen Neuanfang geschaffen worden: „[…] und wir können beginnen in aller Unschuld" (ebd.). Diese Euphorie schlägt aber schnell in ihr Gegenteil um. Spürbar wird nämlich die Kälte, die sich durch die absolute Konzentrierung auf die Gegenwart einstellt. Da alles nur noch dem Gesetz der Effizienz gehorcht, werden eine „Weite des Vergessens" und ein „Karst der Gleichgültigkeit" (ebd.) vorherrschend.

Obwohl die Gedanken, die dem Ich-Erzähler nun kommen, ihn aus dem Konzept zu bringen drohen, lässt er sie passieren. So scheint ihm die Zukunftsperspektive, die das durchgreifende Handeln legitimieren soll, in einem anderen Licht. Er wagt sich zu fragen, ob die Zukunft durch die Gewaltsamkeit, mit der sie gewonnen werden soll, nicht gerade verspielt wird. Die Prämisse, dass das Bestehende in der Perspektive der angestrebten Zukunft vor allem als hemmend und nicht als förderlich zu gelten habe, weckt Unbehagen bei ihm. Muss nicht die Zukunft schon allein dadurch verdorben werden, dass es sich bei ihr nur um die Zukunft des Siegers handelt? Drastisch wird vom „Gestank der Zukunft in der Wüste der Sieger" (S. 27) gesprochen. Ohne Resonanz im Vergangenen schrumpft die Zukunft zu einem nackten Willensakt zusammen. Sie lebt allein vom Triumph des Siegers und bleibt deswegen leblos.

An dieser Stelle des Textes kommt wieder das Schlüsselwort „Satz" ins Spiel. Die verstörenden Erfahrungen, die der Ich-Erzähler bei seiner Baggertätigkeit gemacht hat, wecken bei ihm Zweifel an der

Zukunftsträchtigkeit des Satzes: „[…] wo wird der Satz enden?“ (ebd.) Dass dem Ich-Erzähler seine eigene Denkweise problematisch geworden ist, spiegelt sich an einer anderen Stelle des Textes wider: „[mein] Bewußtsein: rasch und roh, mit dem ich alles begriff, ohne daß mir die Notwendigkeit erklärt werden mußte, […]“ (S. 14). Diese Denkweise ist deswegen aller Selbstkritik enthoben, weil sie sich durch den praktischen Erfolg des Handelns unmittelbar legitimiert. Volker Braun betont die Reflexionslosigkeit dieser Denkweise, indem er sie zum automatischen Funktionieren einer Maschine in Beziehung setzt: „[…] der Ausschnitt vom Kuchen der Erde… EINBEGREIFT; […]“ (S. 28). Das Begreifen wird mit dem maschinellen Greifen des Baggers verglichen.

Obwohl der Text insgesamt im Banne einer unausweichlich wirkenden Krise steht, gibt es auch einen Lichtblick. Utopisch muss er aber deswegen bleiben, weil er sich nur abseits von dem alles beherrschenden Arbeitsleben zeigt. Dass es da noch etwas gibt, was aber noch nicht zum Ausdruck kommen darf, hatte sich durch die verdrückten Tränen des Bürgermeisters beim Fällen der riesigen Linde angedeutet.

Die Prämisse, dass der Mensch nur durch die Bezwingung der Natur existieren könne, wird erschüttert. Als Alternative dazu rückt die Möglichkeit einer Welt ins Blickfeld, in welcher der Mensch nicht nur auf Kosten der Natur, sondern in Einklang mit ihr existieren würde. Der Sinn dafür wird bei Karl durch den Anblick der „[…] sogenannten REKULTIVIERTEN FLÄCHEN der südlichen Aue“ (S. 38) geweckt. Befreit wird er von dem Zwang, in der Natur nur eine fremde, zu unterwerfende Macht zu sehen. Stattdessen wird er davon angerührt, wie „[…] dünne Reihen zarter Pappeln, […] leichtsinnig schwache Gehölze, Birken […] und junge Eichen“ (ebd.) sich anscheinend vertrauensvoll dem Menschen zuwenden. Der alte Argwohn gegenüber der Natur, diese sei Widersacherin des Menschen, verfliegt. Die Natur wird aber nicht nur als etwas wahrgenommen, was den Menschen anzurühren vermag, sondern auch als eine großmütige Macht, die ihn von seiner verkrampften Einstellung ihr gegenüber heilen kann: „[…] grün und kühn entwuchsen sie der Wüste unter dem mißgünstigen Himmel, wie um uns zu ermutigen, wie um uns zu Hilfe zu eilen dem verwirrten, verrotteten Menschen; […]“ (ebd.) Beschämt fühlt sich Karl von der Natur deswegen, weil sie ihn an ihr Wohlwollen gegenüber den Menschen erinnert, das er in seinem Arbeitsfuror verdrängt hatte: „[…] und Karl entdeckte beschämt das Blühn, das ihn in die Arme schloß…“ (S. 39)[2].

2. — Zum Interesse von Volker Braun für die ökologische Thematik vgl. z. B. Wilfried Grauert, „Gegenwartskonstruktion und Evokation des Möglichkeitssinns. Zu Volker Brauns

Auch im Verhältnis zwischen Klara und Karl ändert sich etwas. Der Frau gelingt es, sich aus ihrer negativen Fixierung auf die seelische Deformation des Mannes durch die Arbeit zu lösen. Allen Grund hatte sie dafür gehabt, sich als Liebende von ihm abzuwenden. Indem sie ihn nun aber „ganz ohne Grund" (S. 40) umarmt, beweist sie, von der allgemein vorherrschenden, vom Manne verinnerlichten Logik unabhängig geworden zu sein.

Statt dass aber die Entdeckung der ökologischen Dimension hoffnungsvoll wirken würde, macht sie eher deutlich, wie stur die Entscheidungsträger im ‚real existierenden Sozialismus' an dem einmal eingeschlagenen Weg festhalten. Dass dieser Sozialismus in eine Sackgasse geraten ist, wird durch eine merkwürdige Begegnung zwischen den Machthabern und einem alt gewordenen Dissidenten anschaulich. Zweifellos ist es den Machthabern gelungen, durch ihre Zielstrebigkeit auf eine äußerliche Weise erfolgreich geworden zu sein. Der Alte führt ihnen jedoch vor Augen, wie fadenscheinig dieser Erfolg tatsächlich ist. Statt der lebendigen Fülle, die versprochen wurde, gibt es nur eine pompöse Hülle. Mit beinah biblisch anmutenden Worten wird der Schock dieser Konfrontation folgendermaßen zum Ausdruck gebracht: „[…] wenn die Wahrheit in die Türe tritt, steht die Macht als Bettler da." (S. 30) Der Ich-Erzähler, der trotz allem noch dem eingeschlagenen Weg folgt, fühlt sich durch den widerspenstigen Alten irritiert. Er erinnert an die Bedeutungslosigkeit dieses Mannes: „Ich kenne dich nicht, alter Mann, wo sind deine Orden. […] Man hat dich in die Wüste geschickt." (ebd.) Ein Wortwechsel scheint sich zwischen beiden anzubahnen. Während der Alte auf die Trostlosigkeit des gegenwärtigen Zustandes verweist: „Es ist kein Gras gewachsen." (ebd.), leitet der andere die Legitimität der bestehenden staatlichen Ordnung trotzig aus ihrem bloßen Vorhandensein ab: „Das ist unsere Ordnung, das alles in Ordnung ist." (ebd.) Als der Ich-Erzähler den Alten für einen bevorstehenden Marsch umfassen will, entzieht sich dieser. Im Unterschied zu den anderen kann er nicht mehr durch den Pomp derjenigen, die den Staat repräsentieren, geblendet werden: „[…] und die Obrigkeit lächelnd besah in ihrem Untergang, den einen Mann, der ihre stumme Verzweiflung trug, […]" (ebd.). Die Assoziation zu Honecker liegt nahe. Obwohl sich der Alte rücksichtslos durch die Menge drängt, bringen ihm die Leute, wenn auch „verstohlen"

Gedichtzyklus *Wilderness*", *Wirkendes Wort* 2/ 2019, S. 247. Allgemein zum Werk Brauns in der Spätphase der DDR und kurz danach: Lily Tjahandari, *Literatur in der Übergangsgesellschaft. Untersuchungen zum Werk Volker Brauns vor und nach der Wende* (*1981-1992*), Dissertation, Humboldt Universität, 2007.

(ebd.), Respekt entgegen. Man ist sich bewusst, dass sich der Alte wegen seiner Hoffnungen mit dem Staat überworfen hat: „[…] der ausschritt in die Steppe, mit nichts in den Händen als der zusammengerollten, der rötlichen Fahne; […]“ (ebd.). Dass sich der Staat damit begnügt, im Sinne von Hegels Konzeption des Staates als Vormund einer ungebärdigen Gesellschaft statt als Geburtshelfer einer neuen, sich selbst befreienden Gesellschaft zu fungieren, empfindet er als Verrat.

Die Entzweiung zwischen denen, die ängstlich um die Absicherung des Erreichten bemüht sind, und dem, der diese Absicherung als fatale Selbstblockade wertet, führt zur Rückbesinnung auf die ursprünglichen Motive des Projekts. Es bleibt aber nur, die elementare Frage, auf die das Projekt eine Antwort zu geben sucht, mit dem Schock über die Hohlheit der gegebenen Antwort zu konfrontieren: „[…] was braucht der Mensch; Satz, der den Boden verliert; […]“ (S. 30-31).

Herausgestellt hat sich jedenfalls, wie das Projekt durch das energische Beiseiteräumen vermeintlicher Hindernisse Schaden genommen hat. Offensichtlich war das, was im Namen des Satzes übergangen wurde, mindestens genauso wichtig wie der Satz selbst. Da aber die herrschende Sprache diejenige des Satzes ist, fällt es schwer, die passenden Worte für die Krise des Projekts zu finden. Sie ist so groß, dass zu ihrem Verständnis auf Worte wie „Boden“, „Mutterboden“ (S. 40) „Bindung“ (S. 33) und „Liebe“ zurückgegriffen werden muss, die nicht der Intention des Satzes entsprechen. Es gilt, einen Mangel zu benennen, der zwar auf der Hand liegt, den es aber nach der Logik des Satzes gar nicht geben kann. Wenn etwa Klara in Übereinstimmung mit dem Ich-Erzähler die mangelnde innere Bindung an das Land beklagt, das doch im Namen des Satzes zu einem Land der sozialen Gerechtigkeit gemacht werden soll, so ist dem Erzähler bewusst, wie sehr er den Satz damit desavouiert und ihm eine „sadistische“ Note verleiht: „WEIL WIR DAS LAND NICHT LIEBEN, NICHT MEHR, NOCH NICHT; […]“ (ebd.). Um für die Krise die passenden Worte zu finden, muss also auf Worte zurückgegriffen werden, die wie poetische Worte mehr zu denken geben als sie fassen können.

Die Krise, in die überzeugte Sozialisten wie der Ich-Erzähler und Karl geraten sind, lässt sich auch als Spaltung ihrer selbst beschreiben: Zum einen sind sie jemand, der die Wirklichkeit erfasst, aber nicht erreicht, zum anderen jemand, der sie erreicht, aber nicht erfasst. Man könnte insofern von einer geborstenen Dialektik sprechen, als hier der Gedanke im Unterschied zum dialektischen Gedanken im Hegelschen Sinne nicht mehr dazu in der Lage ist, das, was ihm entgegensteht, ihn selbst verwan-

delnd, zu assimilieren. Der Dualismus von Gedanke und Wirklichkeit, der übrig bleibt, wirkt wie eine klaffende Wunde.

Karl ist an den Punkt gekommen, da ihm bewusst wurde, als Sozialist und als Mensch überhaupt nur überleben zu können, wenn er die Wirklichkeit nicht nur erfasst, sondern auch erreicht. Angesichts der freundlichen Natur erscheint ihm sein Sozialismus plötzlich als forcierter Anthropozentrismus, der ihm den Weg zur Natur und zur Wirklichkeit schlechthin verstellt. Vom „verwirrten, verrotteten Menschen" (S. 38) war die Rede. Auch nimmt er ein Wort wie „Gnade" (S. 39) in den Mund, das wegen seiner religiösen Konnotationen einem ‚wissenschaftlichen Sozialismus' widerstreitet.

Da der Alte registriert, wie das Projekt des Sozialismus in der DDR auf die bürokratische Verwaltung des Bestehenden zusammengeschrumpft ist, können für die Krise nur derartige Worte benutzt werden. Angebracht sind sie schon deswegen, weil sich die Machthaber über sie ärgern dürften. Die Worte zielen darauf ab, Kräfte freizusetzen, die nicht von oben zu mobilisieren sind, sondern die von selbst kommen. Auf solche Kräfte wäre das Projekt zu seinem Gedeihen angewiesen. Wenn der Satz wirklich Erfolg haben wollte, müsste er sich eine Dimension jenseits seiner selbst erschließen. Aber gerade das ist undenkbar.

Wegen der Krise des Satzes werden Gedanken möglich, die sich nicht durch Stringenz, sondern Dringlichkeit empfehlen. Absurd aus der rationalistischen Perspektive des Satzes mutet es an, wenn die Priorisierung der Arbeit mit der Ignoranz gegenüber der Liebe in Verbindung gebracht wird. Das verstößt gegen die immanente Logik der Arbeit. Die Rede ist von der „[…] Verwerfung der Gegend der Liebe im Sachzwang der Arbeit für morgen, das gestern war" (S. 40). Die paradoxe Einsicht wird hier formuliert, dass eine Arbeit, die sich ganz dem Fortschritt, dem „morgen", verschrieben hat, in Wirklichkeit dem „gestern" verhaftet bleibt.

Aus Überdruss an einem Denken, das alles auf den Begriff bringen will, kommt es zu dem überraschenden Ausruf: „O ETWAS UNBEWIESENES!" (ebd.). Die Maxime, sich allein an Beweisen und Gründen zu orientieren, wird plötzlich als Zwang empfunden. Es kann ja sein, dass dadurch günstige, aber unverhoffte Gelegenheiten verpasst werden. Vielleicht unterwirft man sich insbesondere dann einem solchen Zwang, wenn sich solche Gelegenheiten kaum ergeben. An die Politik, wie sie in der DDR üblich geworden ist, wäre zu denken. Da ihr zu wenig entgegenkommt, verlässt sie sich vor allem auf die Stringenz ihrer Planungen. Was so überlegen, gar mit wissenschaftlichen Anspruch auftritt, zeugte demnach von einem mangelnden Zuspruch von unten. Den versucht man

sich auf synthetischem Wege, durch die propagandistische Vermittlung der eigenen Intentionen zu verschaffen.

Registriert wird auch, wie die lebendigen Kräfte, die vom ‚real existierenden Sozialismus' abgewiesen werden, aus der erstarrten staatlichen Ordnung ausbrechen und „[…] das Loch […] in der Mauer, […]" (S. 39) finden. Das, was sich jenseits der Mauer zeigt, kann jedoch deswegen nicht als Alternative zum erzwungenen Sozialismus gelten, weil dort nur ein genusssüchtiger Individualismus vorherrscht: „ICH KENN AUCH DAS LOCH IN DER MAUER, die Republikflucht der Utopien in die Messer der Konsumschlacht, […]" (ebd.). Angesichts dieser Erkenntnis sind die Fragen, die vom ‚real existierenden Sozialismus' vorschnell beantwortet wurden, prinzipiell wieder offen.

Die Orientierungskrise, in welche die Figuren von Volker Brauns Text während der Endphase der DDR geraten, äußert sich dadurch, dass ihnen ständig Gedanken in die Quere kommen, die zwar nicht auf der Linie ihrer sozialistischen Überzeugungen liegen, die aber nur durch eine rigide Selbstzensur zu unterdrücken wären. Ihr Denken verwirrt sich, weil sie bislang Undenkbares zu denken beginnen. Ihnen wird bewusst, wie sie durch den Kampfmodus, in den sie durch den ‚Aufbau des Sozialismus' gerieten, auf ein einseitiges Verhältnis zur Wirklichkeit festgelegt wurden. Sie konnten sich deswegen nicht der Wirklichkeit anvertrauen, weil sie nur darauf aus waren, sie zu verändern. Ohne sich ihr anzuvertrauen, entglitt ihnen aber gerade das, was sie zu verändern suchten. Diese irritierende Erfahrung mussten sie machen.

Man täte Volker Braun Unrecht, wenn man seinen Text als prinzipielle Absage an den Sozialismus verstünde. Er antizipiert in seinem 1988 entstandenen Text den Zusammenbruch der DDR von 1989/90, ohne dabei die von diesem Staat aufgeworfenen Fragen preiszugeben. Es scheint so, als ob er dazu bereit wäre, den ‚real existierenden Sozialismus' in der DDR zu opfern, um den Sozialismus zu retten.